

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Soviel Anfang war nie**  
Deutscher Geist im 19. Jahrhundert

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Nachtgedanken

Die Geisteslandschaft der Aufklärung bietet sich dar als hellerleuchtetes Erdenrund. Die Sonne der Vernunft steht im Zenit, die Schattenseiten sind begrenzt, durchschaubar, klar konturiert. Was hinter dem Denkhorizont liegt, interessiert weniger.

Zwiespältigkeit war die Grundsituation, aus der heraus der barocke Künstler schuf. Er fühlte sich den göttlichen und teuflischen Mächten, der Sinnenfreude wie der Lebensangst ausgeliefert. Im 18. Jahrhundert klingen diese Spannungen ab; der Mensch der Aufklärungszeit bemüht sich um eine harmonische, lebensfrohe Ausgeglichenheit, er sieht seine Aufgabe darin, im »Hier und Nun« zu planen, zu wirken und glücklich zu sein. Solche Weltgläubigkeit bedeutet gewissermaßen ein Umkippen aus der vertikalen, nach oben und unten gerichteten, zweckfreien Blickrichtung in die horizontale; die Welt ist weit und groß und schön; man macht sie sich untertan. Die Welt ist ein Bauplatz »für alles erdenklich Nützliche, Wohltätige und Lebensfördernde, für Institute und Apparate zur Verfeinerung, Erleichterung und Erhöhung des Daseins, für babylonische Türme, die sich zum Himmel recken, um ihm sein Geheimnis zu entreißen, ein unermeßlich weites, ein unerschöpflich reiches Operationsfeld für die Betätigung und Steigerung der Kräfte des reinen Verstandes, des Verstandes, der sich ganz auf sich selbst stellt, sich alles zutraut, vor nichts zurückschreckt, durch nichts zu enttäuschen ist« (Egon Friedell).

Der barocke Mensch hatte die Welt durch seine Sinne erlebt, triebhaft, instinktiv, intuitiv; die Welt blieb ihm Chaos, Fragment, zwielichtig und unergründbar. Der Mensch der Aufklärungszeit gebraucht die Ratio – er gewinnt Einblick und Überblick, er sieht Regeln und Gesetze wirksam, die Ordnung bedeuten. »Wenn wir einen zerbrochenen Knochen, ein Stück Fleisch von einem Tiere oder einen abgerissenen Zweig von einer Pflanze erblicken, so schaut uns daraus nur Unordnung entgegen; der tüchtige Anatom dagegen, der derartige Stücke mit ihrem Ganzen verbunden kennt und seinen Bau versteht, wird die Zweckmäßigkeit in ihnen zu deuten wissen. So ist es auch mit unserem Urteil über die Welt«, äußerte Gottfried Wilhelm Leib-

niz (1646–1716), für den die Welt aus lauter Monaden (Urkörperchen) zusammengesetzt ist, die, in sich gestuft vom niedrigsten bis zur ultima ratio rerum, Gott selbst, selbständig sind, zugleich aber als Spiegel des Universums sich erweisen. Eine von Gott geschaffene, von Gott bewegte und belebte, gegliederte, harmonische Welt konnte nur die beste aller Welten sein.

Leibniz' Philosophie, die von solcher Theodizee ausgeht, gipfelt in dem Satz, der zugleich den Optimismus aufgeklärter Geisteshaltung dokumentiert: »Diese höchste Weisheit nun verbunden mit einer Güte, die nicht minder unendlich ist als sie, hat nur das Beste wählen können. Denn wie ein geringeres Übel eine Art von Gut ist, so ist ein geringeres Gut eine Art von Übel, wenn es einem größeren im Wege steht: und es gäbe im Handeln Gottes etwas zu berichtigen, wenn es möglich wäre, es besser zu machen. Und wie in der Mathematik, sobald es weder Maximum noch Minimum und überhaupt nichts Ausgezeichnetes gibt, alles gleichförmig wird, oder, wenn das nicht möglich ist, überhaupt nichts zustande kommt, so kann man in betreff der vollkommenen Weisheit, die nicht weniger geregelt ist als die Mathematik, sagen: wenn es unter den möglichen Welten keine beste (optimum) gäbe, dann hätte Gott überhaupt keine hervorgebracht.«

Zusammen mit der Entdeckung der Vernunft wird der Eigenwert der Person und Individualität erkannt. Der Mensch als Geistwesen fühlt sich als Krone der Schöpfung. Aufklärung, schrieb Immanuel Kant, »ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.« Die Geisteslandschaft der Aufklärung ist vielfältig gegliedert. Es gibt das Flachland, kultiviert durch ein Nützlichkeitsdenken von rührender Simplizität: die Popularaufklärung ist ganz dem »gemeinen« Menschen hingegeben, will diesen belehren und zum Guten führen, das Triviale im Einfachen aufhebend. »Man muß den Menschen nur vernünftig ansprechen, und man wird sich wundern, wie er's begreift«, meinte Matthias

Claudius im »Wandsbecker Boten«, einer von 1771 bis 1775 von ihm herausgegebenen »moralischen Zeitung«, die mit Vernunft, Herz, Gemüt und Schalkhaftigkeit in den Widerwärtigkeiten des Lebens weiterzuhelfen versuchte.

Die Geisteslandschaft der Aufklärung kennt gleichermaßen die dramatische »Zuspitzung«, die Gipfel des Ringens, die Abgründe der Angst; doch wird solcher Spannungsbogen zwischen gestirntem Himmel und kategorischem Imperativ ausgehalten mit Hilfe eines bis zur Besessenheit reichenden Glaubens an die Vernunft als die Kraft, Wahrheit erkennen zu können. Der Mensch ist nur dort wahrhaft Mensch, wo er denkt, und wo er denkt, ist er ganz Mensch. Sie wird gewiß kommen, meinte Gotthold Ephraim Lessing in seiner Schrift »Die Erziehung des Menschengeschlechts« (1780), »sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nötig haben wird; da er das Gute tun wird, weil er das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehemals bloß heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.«

Ganz anders bietet sich das Seelenbild des beginnenden 19. Jahrhunderts dar. Gewißheit weicht der Ahnung, die Horizonte verfließen, die Schatten werden unermesslich; man wendet sich lieber dem Geheimnisvollen als dem Geklärten (Aufgeklärten) zu. Bei allen Zweifeln, Kämpfen, Ängsten hatte die Aufklärung einen festen Ort im Diesseitigen bezogen. Transzendenz fundierte Immanenz, der Mensch als Vernunftwesen stand im Mittelpunkt der Welt. Entrückung, das bedeutet Positionswechsel: nirgends steht man ganz fest; Halt und Haltung gehen über in Bewegung und Ambivalenz. Entrückung, das bedeutet weniger die Welt sehen wie sie ist, sondern die Welt träumen, erahnen, vermuten. Entrückung meint ein transitorisches Bewußtsein: der Traum ein Leben, das Leben ein Traum. Entrückung, das ist das romantische Bewußtsein, daß in allen Dingen ein Zauberlied ruht, das zum Erklingen gebracht werden kann, auch wenn man es oft ge-

nug nicht zu verstehen vermag. Entrückung, wie sie romantisches Bewußtsein darstellt, vorstellt, auch vorspielt, macht aus Äußerem ein Inneres. Subjekt und Subjektivität, Introspektion und Introversion lösen aufklärerische objektivierende Weltzuwendung ab. In unserem Gemüt, meinte Novalis, »ist alles auf die eigenste, gefälligste und lebendigste Weise verknüpft. Die fremdesten Dinge kommen durch *einen* Ort, *eine* Zeit.« Alle Wirklichkeit sei Zeichen, Chiffre, Hieroglyphe des Geistes. Mit Hilfe des magischen Wortes soll das universale Geheimnis wenn nicht gelöst, so doch beschworen werden. »Das Denken ist nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen.« Die Poesie, die Inspiration, ist »eins und alles«.

Dieses zarte, ätherisch-übersinnliche poetische Einfühlungsvermögen, diese höchste Sensibilität, überwache Empfindsamkeit entfalten sich nicht zu heller Tageszeit; die Magie der Phantasie bedarf der Nachtzeit. »Abwärts wend' ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht.« Der Glaube an den »Himmel der Nacht« prägt den deutschen Geist zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Entrückung, Welt träumen vollzieht sich in Nachtgedanken: es sind Gedanken und Gefühle der Leidenschaft, der Resignation, der Euphorie und des Grauens. Derjenige, der den hellen Tag flieht und in das visionär geschaute Wunderreich der Nacht eintaucht, erlebt diese als liebes- und todestrunkene überirdische Nacht, aber auch als lebensträchtiges Dunkel, Mutter des Lichts, Urgrund aller Dinge. In ihr sind Erlösung, Befreiung und Vereinigung mit der Geliebten, in ihr sind Liebe und Seligkeit präsent; zugleich nimmt sie die Apokalypse vorweg. Die Texte, welche die Zuwendung zum Mysterium der Nacht verdeutlichen, zeigen das Dunkel in vielfältigster kontrastreicher Schattierung. Die Nachtgedanken des Novalis sind »Hymnen an die Nacht« (1)\*, Manifestationen des Liebes- wie des Todestriebes; die Nacht ist Brautnacht und Todesnacht. Das Griechentum, als ewiges Fest der Götter und Menschen, war noch ganz der irdischen Welt des Tages zugehörig; mit Christus wird die Nacht zum eigentlichen (ewigen) Leben. Die Nacht des Todes öffnet das Tor zum wirklichen Sein.

\* Die Zahlen in Klammern beziehen sich auf die durchnummerierten Texte dieses Lesebuches.

Die zwei Seelen in der Brust des Romantikers, die nachtsüchtig-verfließende, intuitiv-erfühlende und die kritisch-satirische, ironisch-sarkastische (die auch immer wieder zum Aufwachen ermuntert und ermutigt bzw. vor dem völligen Vergehen im Dunklen zurückreißt) bringt Heinrich Heine auf eine dichterisch besonders vollkommene Weise zum Ausdruck. »Der Tod, das ist die kühle Nacht« (2) ist ein Gedicht der Hingabe, der Euphorie (der Heiterkeit vor dem Ende); die Tagesmühseligkeit ist in der Todessehnsucht aufgegangen. Die Schwerkraft des Lebens, die Krankheit (das Gefangensein in der »Matratzengruft«), wird im Traumlied hinweggesungen. Die Nacht ist süß und macht süchtig. »Ja, ich bin sehr körperkrank«, schrieb der Dichter in einem Brief an Varnhagen von Ense, »aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, ist sie ein bißchen gebeugt, aber keineswegs welk, und sie wurzelt noch fest in der Wahrheit der Liebe.« Heines Nachtlied erweist sich als poetischer Höhepunkt romantischer Entrückung, träumerischen Weltverlangens – erlebt und niedergeschrieben in dem Bewußtsein von der Fragwürdigkeit romantischen Transzendierens. »Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tödlichsten Schläge beigebracht«, heißt es in Heines »Geständnissen«, »beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumland der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Übertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war ›das letzte freie Waldlied der Romantik und ich bin ihr letzter Dichter.«

Innerhalb der motivgleichen Gedichte, die zu einem Textblock zusammengebunden sind (2), vertritt Eichendorff das Traumgefühl der deutschen Romantik auf besonders reine Weise. Die Seele spannt ihre Flügel aus und fliegt in ungeahnte Weite. Während sie sich bei Eichendorff im christlichen Kosmos geborgen fühlt, ist sie bei Heine heimatlos. Das Landschaftspanorama, das Eichendorff mit wenigen Strichen als Teil einer lyrischen Kosmogonie zeichnet, ist das einer beruhigten Welt. Die Erde fängt selbst zu träumen an – obwohl Erde, im Seelenzustand der Exorbitanz. Heines Traumwelt ist nicht mehr die eines glücklichen Nachtsinnes, sondern voller Unruhe, bewirkt durch »Übernächtigkeit«, von Tagesresten durchsetzt, inspiriert von

der Droge Illusion. Vor der Bitterkeit des Erwachens bewahrt nur das Nichtmehrerwachen.

In Mörikes Gedicht »Um Mitternacht« wird das romantische Subjekt zurückgenommen in eine neue Form der Objektivität. Tag und Nacht sind »ausgewogen«; das Gedicht wendet sich zwar der Nacht zu, aber diese Nacht trägt in sich den »heute gewesenen Tag«. Das Realitätsbewußtsein wird nicht aufgegeben; um Mitternacht senkt sich die Waage dem (neuen) Morgen wieder zu. Das Schlummerlied geht zu Ende. Die Nachtgedanken werden mit Gelassenheit erlebt: mit »klassischer Strenge« wird romantisches Zerfließen in der Metapher gefaßt. Es sind Verse eines romantischen Dichters im Zeitalter des Realismus.

Nachtgedanken bedeuten auch bei Annette von Droste-Hülshoff nicht ein Verlorengehen an das Mysterium der Nacht; in den Nachtstunden entwickelt sie eine besondere Sensibilität für Beobachtungen, Geräusche. Der Tag hat wach gemacht, die Nacht bringt keine Beruhigung; die zarten Nerven registrieren eine dichte Folge von Eindrücken, welche die Schläge der Uhr mit Zäsuren versieht. Die in die Nachtszenerie versetzte realistische Weltzuwendung läßt sich nicht entrücken, die Welt wird nicht geträumt, sondern zur Kenntnis genommen; kein Glaube an den Himmel der Nacht mehr; Ambivalenz der Nacht: Angst vor dem Einschlafen wie vor dem Wachbleiben; Angst vor dem Nichtmehraufwachen wie vor dem Tagesermüden. Ambivalenz des Dämmerzustandes:

*Und immer heller wird der süße Klang,  
das liebe Lachen; es beginnt zu ziehen  
gleich Bildern von Daguerre, die Deck' entlang  
die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen...*

In der Metapher verschränkt die Dichterin ihre Nachtgedanken mit den »Produkten« der Tageshelle: den ersten photographischen Versuchen des französischen Kunstmalers J. M. Daguerre (1787–1851). In einem allgemeinen Sinne markieren diese Verse die Nahtstelle, da die Nachtgedanken in ein neues Tagesbewußtsein übergehen, Romantik vom Realismus abgelöst wird. Aus der Nacht, die nicht mehr im Schlaf, sondern in Wachheit erlebt wird, erwächst eine die Entrückung von der Welt in Zuwendung zur Welt verwandelnde Bewußtseinshaltung. Als Alexander von Humboldt am 7. Januar 1839 in einem Brief an Herzogin Frie-

derike von Anhalt-Dessau von der Daguerreschen Entdeckung berichtet, schreibt er: »Das Wort ›Neugier‹ hat eine höhere und edlere Bedeutung, wenn es die Richtung des nur durch Ideen belebten, nach weiteren Kreisen der Intelligenz sich sehnenen Geistes bezeichnet. Gegenstände, die sich selbst in unnachahmlicher Treue malen, Licht, gezwungen durch chemische Kunst, in wenigen Minuten, bleibende Spuren zu lassen, die Konturen bis auf die zartesten Teile scharf zu umgrenzen, ja diesen ganzen Zauber (freilich einen farbenlosen) bei heiterem, sonnenklarem Tage unserer nördlichen Zone in 8 bis 10 Minuten, bei ägyptischer Durchsichtigkeit der Luft und tropischer Lichtfülle wahrscheinlich in 2–3 Minuten hervorgerufen zu sehen, das spricht freilich unaufhaltsam den Verstand und die Einbildungskraft an.«

Der »photographische Blick« der neuen Epoche ist derjenige rationaler Neugier, aber nicht mehr des aufgeklärten Optimismus. Realistisches Lebensgefühl klammert den romantischen Traum nicht aus; die Traumwelt bevölkert sich jedoch mit den Abbildern der Realität; in der Nacht treten sie in Grenzsituationen hervor. Schon die »Nachtwachen des Bonaventura« (3) erweisen sich als Arsenal allgemeiner Gesellschaftskritik, als Spiel mit der Nacht, in der sich die Laster und Schwächen der »täglichen« Menschen verbergen; sie werden in der vom Nachtwächter angeblasenen, vorgetäuschten »letzten Nacht« (dem »jüngsten Tag«) dekuviert. Kein Zaubersong durchzieht die Dunkelheit. Voller Verzweiflung und feuriger Angst laufen die Sünder umher; das letzte Stündlein scheint gekommen.

Bei Jean Paul wird solcher Alptraum, der in Bonaventuras Nachtwachen mit realistischen Details durchsetzt ist, zur existentiellen Vision. War bei Novalis die Nacht das eigentliche Sein, so offenbart sie sich bei ihm als Möglichkeit des Nichtseins. Die Nacht ist Weltennacht, Nacht der Leere, in der Christus den Tod Gottes verkündet. (4)

Ganz Wunschtraum, ganz Sehnsuchtstraum dagegen ist Novalis' »Traum von der blauen Blume«. (5) Bei aller Entrückung wird aber auch hier Welt nicht ausgespart, nicht vergessen. Als Heinrich, der Held des Romans, »berauscht von Entzücken und doch jedes Eindrucks bewußt« auf die blaue Blume zuschwimmt, weckt ihn plötzlich die Stimme der Mutter, und er findet sich in der elterlichen Stube, »die schon die Morgensonne

vergoldete«. »Er war zu entzückt, um unwillig über diese Störung zu sein, vielmehr bot er seiner Mutter freundlich guten Morgen und erwiderte ihre herzliche Umarmung. ›Du Langschläfer«, sagte der Vater, ›wie lange sitze ich schon hier und feile. Ich habe deinetwegen nichts hämmern dürfen; die Mutter wollte den lieben Sohn schlafen lassen. Auf's Frühstück habe ich auch warten müssen. Klüglich hast du den Lehrstand erwählt, für den wir wachen und arbeiten. Indes ein tüchtiger Gelehrter, wie ich mir habe sagen lassen, muß auch Nächte zur Hilfe nehmen, um die großen Werke der weisen Vorfahren zu studieren.« Der Vater, der emsig weiterarbeitet, stellt fest, daß Träume Schäume seien, respektiert aber die »Traumarbeit« des Sohnes. Beider Gespräch wird gewissermaßen zum Dialog zwischen Entrückungs- und Realitätsprinzip. Beiden Seiten wird im Diskurs Gerechtigkeit zuteil. Im Mittelpunkt eines romantischen Textes werden Traum- und Wirklichkeitswelt miteinander abgewogen, wird jeder Existenzform ihre Berechtigung zugesprochen.

Die Nachtgedanken romantischen Bewußtseins sind auch dort, wo sie ganz romantisch sind, nie der Welt völlig entzogen. Wären sie dies, wären sie keine Entrückung. Wären sie ganz Traum, wären sie auch solcher nicht mehr. Aus der Spannung von Realität und Irrealität erwächst die weiterwirkende Kraft des Dunklen. Unser Wahlspruch muß sein, schrieb Karl Marx an Arnold Ruge im September 1843: »Reform des Bewußtseins nicht durch Dogmen, sondern durch Analysierung des mystischen, sich selbst unklaren Bewußtseins, trete es nun religiös oder politisch auf. Es wird sich dann zeigen, daß die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur das Bewußtsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen. Es wird sich zeigen, daß es sich nicht um einen großen Gedankenstrich zwischen Vergangenheit und Zukunft handelt, sondern um die Vollziehung der Gedanken der Vergangenheit.« Das schrieb, so interpretiert Ernst Bloch diesen Text, »der am wenigsten abstrakte Denker eines besseren Lebens, der konkreteste Kritiker jeder ›Idee«, die subjektiv als wishful-thinking, objektiv als Wolkenkuckucksheim auftritt«. Der »Traum von einer Sache« erscheint bei Marx durchaus als ein durch die Verhältnisse getrübt, gehinderter, vor allem aber als ein vorwegnehmender. Das »Aufgeweckte« handelt den Traumgehalt nicht herunter, sondern

versucht ihn zu erhellen, auf die Füße zu stellen; der Traum als Wunschzeit ist ein a priori.

Die Nachtgedanken, die den deutschen Geist, vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts, bestimmen, bergen eine in der Ent-rückung von der Welt zutage tretende neue Weltsicht, stellen eine von der Realität sich entfernende, dadurch neue Wirklich-keiten erahnende und sie vorwegnehmende geistige Leistung dar. Die »Traumstücke« sind in ihren Inhalten oft vage, verflie-ßend, nicht direkt begreifbar; indem sie sich aber einer Welt zu-wenden, die nicht von dieser Welt ist, schaffen sie eine Bewußt-seinsmöglichkeit, die sozusagen von einem »außertäglichen« (außergewöhnlichen) Standpunkt aus über den Nachtraum den Weg zum Tagtraum, zum »Traum nach vorwärts« weist. Man besaß den »Traum von einer Sache«, auch wenn es dann nicht, wie die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts zeigt, zu des-sen »Vollzug« kam.

# (1) Der Glaube an den Himmel der Nacht

Aus: Novalis, Hymnen an die Nacht

Die Wahrheit müsse man an der Quelle suchen, in der Seele; die Innenwelt sei wirklicher als die Außenwelt – dies war die Überzeugung des 1772 geborenen Friedrich von Hardenberg, der sich Novalis nannte. An die Stelle begrifflicher Weltanschauung setzte er den Glauben an die Intuitionskraft des Gemüts. Für Novalis, der Rechtswissenschaft studierte und als Assessor in einer Salinenverwaltung arbeitete, sollte die Welt romantisiert werden. »So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Diese Operation ist noch ganz unbekannt. Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es.« Mit überwacher Empfindsamkeit, die alle Eindrücke ins umfassend Metaphysische wendete, war er der universalste Dichter der Romantik. Nach dem Tod seiner Verlobten, der leidenschaftlich geliebten Sophie von Kühn, verstärkte sich seine Todessehnsucht. Die »Hymnen an die Nacht« wurden 1800 in der von Friedrich Schlegel herausgegebenen Zeitschrift »Athenaeum«, in der die jungen Romantiker zu Wort kamen, veröffentlicht. Novalis starb 1801.

## I.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht – mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele atmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut – atmet es der funkeln- de, ewigruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Tier – vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. – Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernab liegt die Welt – in eine tiefe Gruft versenkt – wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmut. In Tautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. – Fernen der Erinnerung,

Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahnungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmut weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüts hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt – ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun – wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied – Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht – deine Wiederkehr – in den Zeiten deiner Entfernung. Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die blässesten jener zahllosen Heere – unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüts – was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe – sie sendet mir dich – zarte Geliebte – liebliche Sonne der Nacht, – nun wach ich – denn ich bin Dein und Mein – du hast die Nacht mir zum Leben verkündet – mich zum Menschen gemacht – zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugemessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. – Ewig ist die Dauer des Schlafs. Heiliger Schlaf – beglücke zu selten nicht der